

Umnutzung stillgelegter Fabrikanlagen

Testfeld deutsch-polnische Grenzregion

Lars Scharnholtz

Vorsichtiger Optimismus ist angesagt. Es hat zwar Jahre gedauert, aber allmählich setzt sich die Einsicht durch, dass die Baukultur Europas nicht allein von einer großen Zahl wunderschöner Kirchen, Schlösser, Gärten und Burgen geprägt ist, sondern auch von der Epoche der Industrialisierung und ihren nicht selten denkmalwerten Hinterlassenschaften. Der Raum Liverpool und Manchester beispielsweise, Oberschlesien, das Ruhrgebiet, das Saarland und Lothringen sind europäische Regionen, deren jüngere industrielle Geschichte ihre deutlichen Spuren und beachtliche bauliche Werte hinterlassen hat. In Brüssel hat man das Thema mit großem Enthusiasmus aufgegriffen und fördert die internationale Kooperation im Bereich des industriellen Erbes in zahlreichen großen Forschungsprojekten.

Wie kam es zu diesem Richtungswechsel und weshalb ist er so wichtig? Die Antwort liegt auf der Hand: Die europäische Industrialisierung mündete vielerorts in einen sozioökonomischen Strukturbruch. Deutliche Indizien dafür sind die Schließung von Zechen und Hütten, demografische Verschiebungen, Arbeitsmarktschwächen oder Umstrukturierungsstrategien großer Betriebe in den industriellen Ballungszentren – ein tief greifender Wandel, der den ganzen Kontinent betrifft und ihn vor neue Aufgaben stellt.

Bei der Bewältigung der anstehenden Probleme bietet das heutige „grenzenlose“ Europa eine riesige Chance. Denn: Die Planer und Architekten, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, Kulturwissenschaftler und Künstler, die sich in vielen Ländern für den Erhalt stillgelegter Industriebauten einsetzen, können durch einen verstärkten Erfahrungsaustausch voneinander lernen.

Strukturbruch in den Industrieregionen Mittelosteuropas

Gegenwärtig zeigen zahlreiche multinationale Forschungsvorhaben neue Wege im Umgang mit Altindustrieregionen und ihrem gebauten Reichtum.¹ Gerade die Länder Mittelosteuropas sind bei den Vorhaben willkommene Partner des restlichen Kontinents. Dort zeigt sich der Wandel der alten Industrien in besonders drastischer Weise, was sowohl die

Problemlage als auch mögliche Lösungsansätze sehr anschaulich macht. Warum? Der stetige Strukturwandel im Umfeld sich verändernder Märkte blieb in den Ländern des Ostblocks aufgrund der politisch und wirtschaftlich isolierten Lage bis Anfang der 1990er Jahre aus. Gerade deshalb traf der Transformationsdruck diese Länder nach der Wende besonders stark. Die seitdem in Europa andauernden politischen und sozioökonomischen Beitritts- und Vereinigungsbemühungen fördern zwar den wirtschaftlichen Aufholungsprozess, ermöglichen aber auch die Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte, den Verkauf ganzer Industriezweige an internationale Konzerne sowie soziale und wirtschaftliche Disparitäten. Zudem verringern Globalisierungsdruck und zunehmende Verlagerung der Produktionsprozesse ins außereuropäische Ausland die Attraktivität der mittelosteuropäischen Industriestandorte und somit ihre neuen Marktchancen.

West-Ost-Transfer: notwendig, aber nicht Allheilmittel

Die Lage in den Altindustrieregionen Mittelosteuropas ist prekär. Zahlreiche Regionen, in denen bis vor wenigen Jahren noch der Motor industriellen Reichtums die Wirtschaft mit Kapital und gestalterischen Innovationen antrieb, zeigen heute deutliche Signale andauernder ökonomischer Spannungen. Eigene finanzielle Mittel für einen nachhaltigen Strukturwandel sind nicht vorhanden, weil der plötzlich einsetzende Umbruch keine ökonomischen Reserven frei setzte, die über Jahrzehnte hätten aufgebaut werden können. Zur Lösung der Probleme liegt es nahe, Erfahrungen, die bereits im Westen gemacht wurden, zu übertragen. Schließlich probiert man dort seit drei Jahrzehnten aus, wie man Industrieregionen am sinnvollsten umbaut. Doch so einfach ist es nicht. Die rasche wirtschaftliche Rehabilitation ganzer Reviers ist im Osten Europas fraglich. Ein schneller, flächendeckender Aufholprozess scheint kaum möglich. Mit den Erkenntnissen des Westens kommt man den Lösungen im Osten zwar näher, für eine zufrieden stellende Lösung bedarf es aber der Grundlagenermittlung, Problembehandlung und Erfahrungssuche vor Ort.

Wie könnten diese aussehen? Man wählt eine beispielhafte Industrieregion in Mittelosteuropa,

untersucht dort mehrere leere Fabriken oder alte Arbeitersiedlungen. Dann schlägt man Lösungen zur Entwicklung der Bauten vor, holt den Rat von Ökonomen, Immobilienentwicklern, Architekten und Ingenieuren, aber auch von Denkmalpflegern sowie Historikern ein und setzt die entwickelten Strategien schrittweise um. Gleichzeitig werden die Erfahrungen ausgewertet und hinsichtlich einer Übertragbarkeit auf vergleichbare Objekte untersucht: Learning by Doing. Wichtig ist die Suche nach den eigenen, die einzelnen Rahmenbedingungen berücksichtigenden Erfahrungen.

Selbstversuche in der Niederlausitz

Auch die deutsch-polnische Niederlausitz ist auf solche Selbstversuche angewiesen. Wer hier Fabriken umbauen will, muss sorgfältige Vorarbeit leisten. Das hat insbesondere die um die Nachnutzung der Bergbaufolgelandschaft bemühte Internationale Bauausstellung (IBA) gezeigt.² Die finanziellen Rahmenbedingungen für einen raschen Strukturwandel haben sich in den letzten Jahren deutlich verschlechtert. Das betrifft vor allem den deutschen Teil der Lausitz. Längst ist die Zeit der großen Förderprogramme vergangen. Bereits Ende der 1990er Jahre geriet der Aufbau des Ostens mit der verspätet begonnenen Debatte um Schrumpfungsprozesse und notwendige Abrissarbeiten in erhebliche Schieflage. Der Aufbau mündete in einen Umbau und die Bauwirtschaft geriet in eine Rezession.

Die Niederlausitz ist, bedingt durch ihre Lage in zwei Staaten, eine außergewöhnliche Industrieregion Mitteleuropas. Das heute dünn besiedelte, strukturschwache Hinterland von Berlin, Dresden und Poznań gehörte von 1815 bis 1945 zu Preußen. Infolge des Zweiten Weltkriegs und der auf der Konferenz von Potsdam beschlossenen Grenzziehung wurden die Gebiete östlich der Oder und Neiße polnisch. Einen weiteren wesentlichen Einschnitt stellte die politische Wende 1989 dar. Während Westpolen bislang durch die zumindest bis 1970 relativ undurchlässige Grenze zur DDR recht isoliert war, wurde es jetzt zum unmittelbaren Nachbarn der neuen deutschen Bundesländer. Und schließlich folgte mit dem EU-Beitritt Polens eine weitere geopolitische Veränderung, deren langfristige Folgen sich zwar noch nicht endgültig festmachen, aber zumindest allmählich erahnen lassen.

Trotz oder gerade wegen der grenzbedingten Besonderheit lässt sich in der Lausitz viel über den Umgang mit alten Industrieanlagen lernen. In der Region findet gegenwärtig ein Transformationsprozess statt, der zahlreiche Industrieregionen Mitteleuropas kennzeichnet.

Mit der politischen Wende in den frühen 1990er Jahren wurden viele Industrieanlagen unrentabel. In der Folge gingen zahlreiche Arbeitsplätze verloren und drastische Wanderungsbewegungen setzten ein. Insbesondere jüngere Akademiker verließen die Region, womit ein sich in den kommenden Jahren zuspitzendes Fachkräftedefizit verbunden ist. Das klingt zunächst wenig viel versprechend. Wie kann unter diesen Bedingungen ein Umbau der Region gelingen? Möglicherweise nicht durch einen großen, spektakulären Wurf, eher durch individuelle Vorhaben in kleinem Rahmen. So verlockend Ansätze klingen mögen, die deutsch-polnische Lausitz mit gewinnverdächtigen Pathologielaboren oder riesigen Gartenprojekten entlang der Neiße auf Vordermann zu bringen, so wenig lassen sie eine langfristige Trendwende vermuten.

Projektumsetzung heißt auch in der Lausitz zunächst genaue Projektvorbereitung. Dies bedeutet eine präzise Ermittlung der Rahmendaten, eine schonungslose Bewertung der Ausgangssituation, eine realistische Zieldefinition und ein ausgeklügeltes Programm, das die Lücke zwischen Idee und Umsetzung schließt. Ganz wichtig ist, all diese Schritte in ständiger Absprache mit den Entscheidungsträgern vor Ort vorzunehmen.

Langfristiger Lernprozess

Ob Nowa Sól, Zagań, Spremberg oder Guben, die deutsch-polnische Lausitz sieht sich offenbar mit einem anhaltenden Strukturproblem konfrontiert. Bisherige Bemühungen, auf die Situation zu reagieren, haben zu einer Reihe von punktuellen Erfolgen geführt, doch diese vermögen keinen grundsätzlichen Trendwandel, d. h. eine langfristige Entspannung herbeizuführen. Noch sind die Spuren des wendebedingten Kurzaufschwunges in verschiedenen baulichen Aufwertungsversuchen ablesbar, doch verbergen sich hinter sanierten Geschosswohnungsbauten, neuen Einkaufszentren und zu Kulturzentren umgebauten Fabriken neue Probleme. Wo alte Industriesubstanz heute mit aufwendigen Mitteln saniert wird, scheitert sie morgen nicht selten am fehlenden Geld für die Betreibung. Warum? Ein rasanter Bevölkerungsanstieg, eine eilige Belebung der regionalen Wirtschaft begleitet von einem erheblichen Anstieg der Arbeitsplätze und die kurzfristige Entspannung der kommunalen Haushalte sind nicht in Sicht.

Benötigt werden wohl durchdachte Planungskonzepte, um in Zukunft besser auf die jeweiligen Veränderungen reagieren zu können. Die Entscheidungsträger werden in einem langfristigen Lernprozess die baupraktische und ökonomische Kompetenz zur Belebung industriell geprägter Standorte verbessern und



Tuchfabrik Noack & Bergami, Forst (Lausitz),
Dachgeschoss, 2006

Tuchfabrik Noack & Bergami, Forst (Lausitz), Textilspulen, 2006

Tuchfabrik Noack & Bergami, Forst (Lausitz),
Produktionsebene, 2006

bestehende Nachnutzungskonzepte qualifizieren müssen. Wie solche Lösungen im konkreten Einzelfall aussehen könnten, zeigt sich vielleicht schon bald in Forst (Lausitz).

Beispiel Neißezentrum

Die Neißestadt Forst (Lausitz) in regionaler Randlage stellt sich bis heute – neben den einzigartigen Bauten des Architekten und Stadtbaurates Rudolf Kühn – als Eldorado der baulichen Hinterlassenschaften einer einst pulsierenden Textilindustrie dar. Die städtische Landschaft ist geprägt von einer Fülle unterschiedlichster Produktionsgebäude, Kraftwerke und Werkshallen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die mit diesen baulichen Ressourcen verbundenen Chancen hat die Stadt lange Zeit wenig beachtet. Ein einschneidender Richtungswechsel kam 2004 mit dem „Forster Tuch“. Eine Gruppe von jungen Berliner Künstlern, Planern und Architekten überzeugte die Stadt und Bewohner davon, wie wichtig es ist, gemeinsam über die industrielle Vergangenheit und Zukunft von Forst zu diskutieren. Entstanden ist dabei ein riesiges Patchworkprodukt, das sich aus vielen kleinen, von Forster Bürgern gestalteten Tüchern zusammensetzt. Das Konzept hieß: Stadtumbau als Partizipationsprozess zum Anfassen.

Inzwischen ist Forst in die Offensive gegangen und will einen wichtigen Textilindustriekomplex erhalten: Die mit etwa 15.000 m² Bruttogeschossfläche recht große C.-H.-Püschel-Fabrik am Mühlengraben im Nordosten der Stadt. Bei der Nachnutzung setzt man nicht auf Investoren von außen, sondern auf die endogenen Potenziale in der Stadt und im deutsch-polnischen Umfeld. Die bisher dezentral verteilten Kultur- und Wissenseinrichtungen der Stadt – die Bibliothek, ansässige Forschungsinstitute, Teile des Textilmuseums, Sammlungen und Archive sowie ein Innovations- und Technologiezentrum – sollen an diesem Ort gebündelt werden. Geplant ist also kein Neubau, sondern vielmehr der sensible Umbau einer geeigneten historischen, unter Denkmalschutz stehenden Industrieanlage. Langfristig könnten so die laufenden Kosten gesenkt und die städtischen Einrichtungen effizienter genutzt werden.

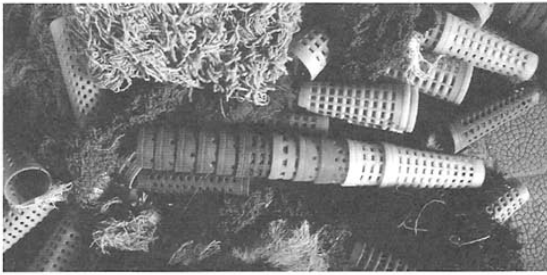
Zu Gute kam der Revitalisierungsidee, dass die alte, seit Anfang der 1990er Jahre leer stehende Fabrik in unmittelbarer Nachbarschaft zum Landratsamt und einem bereits im Umbau befindlichen Kraftwerk liegt. So können bereits vorhandene Einrichtungen im Umfeld einbezogen und durch das neue Projekt in ihrer Funktion gestärkt werden. Zu Beginn des Jahres 2006 wurde die Stadt Eigentümerin des Industriekomplexes C. H. Püschel und hat mit der Planung und denkmalgerechten Dokumentation begonnen. Dabei setzen die Projektverantwortlichen auf Transparenz und Partizipation.

Ressource Industriebauten

Dem Forster Ansatz liegt die Überzeugung zugrunde, dass sich die Wiederbelebung ausgedienter Fabriken langfristig lohnt – weniger aus bauhistorischen Erhaltungsgründen, als vielmehr aufgrund einfacher wirtschaftlicher Überlegungen. Alte Fabriken sind vorhandene bauliche Ressourcen. Ihre Herstellung muss nicht durch entsprechende Mittel finanziert werden, sie sind schon da. Ihr ökonomischer Wert besteht in ihrer simplen Existenz.

Meist sind alte Fabriken nur auf den ersten Blick unbrauchbare Rückstände besserer Zeiten. Trotz schonungsloser Nutzungsbeanspruchung, längerem Leerstand und jahrzehntelanger Witterungseinwirkung bei geringen Pflegeaufwendungen sind die Gebäude oft erstaunlich gut erhalten. Gerade deshalb erscheint das häufig genannte Abrissargument, vor dem Hintergrund drohender Einsturzgefahr, bei genauerer Prüfung wenig haltbar. Fabriken sind meist aus soliden, weit spannenden Tragwerken errichtet, die hohe Verkehrslasten aufnehmen und zahlreiche Nutzungsvarianten durch offene, stützenarme Grundrisse ermöglichen.

Leer stehende Fabriken heute einfach abzureißen heißt, die Potenziale der Gebäude zu ignorieren. Das ist nicht nur aus bauwirtschaftlichen Gründen wenig klug, sondern vor dem Hintergrund einer seit Jahren intensiv geführten Nachhaltigkeitsdebatte ökologische Rücksichtslosigkeit. Aus der Perspektive eines erweiterten Umweltschutzbegriffes erscheint es vielmehr



notwendig, die Energieressource Industriebau in den Wertstoffkreislauf zurückzuführen und die Fabriken als flexible Gebäudehüllen sinnvoll zu nutzen. Vor dem Hintergrund dieses Gebäuderecyclings sollte man auch die Diskussion zu Niedrigenergiehäusern auf bereits vorhandene Industriebauten übertragen. Denn im Kontext einer gesamtökologischen Energiebilanz sind Erhaltung und dann folgende Nachnutzung leerer Fabriken bereits ein wesentlicher Beitrag zum umweltschonenden Bauen.

Ausgediente Fabriken sind schließlich auch Orte der Erinnerung. Sie sind elementarer Bestandteil der Stadtgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert und haben ihre Umgebung als Orte harter Arbeit und unternehmerischen Eifers geprägt. Die Zeit hat ihre Spuren hinterlassen, bei den Bauten, aber auch bei den Menschen. Daran lohnt es sich zu erinnern. Nicht alleine vor dem Hintergrund eines verantwortungsbewussten Umgangs mit der eigenen Vergangenheit, sondern auch um zukünftigen Entwicklungen eine sichere Verankerung in der Gegenwart zu geben.

Und noch ein Argument spricht für den Erhalt der alten Fabriken: Ausgediente Industriebauten dienen als raumbildende Teile der Stadt. Schlanke Schornsteine sind weit sichtbare Zeichen, mächtige Werksgebäude und Produktionshallen schließen Kanten im städtischen Raum oder öffnen Wege. Entfernt man sie ersatzlos, bleibt das, was in vielen Altindustriestädten schon heute zu sehen ist: aussageleere Leere einer überschnellen Abrisspolitik, die das städtische Gefüge auflöst, ohne dabei neue Raumqualitäten zu gewinnen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lohnt sich die Investition in die alten Industriebauten. Niemand vermag heute vorauszusehen, ob sich die Erhaltung der vielen Fabriken, Werkshallen oder Kraftzentralen in der Lausitz schon in den nächsten Jahren auszahlt. Die wirtschaftlichen Rahmendaten geben in der Region noch zu wenig Optimismus Anlass. Hierin jedoch ein grundsätzliches Abrissargument zu erkennen ist ein Fehler. Beispiele zeigen, dass eine aggressive Abrisspolitik jahrzehntelange Schäden hinterlassen kann und die Regionen und Städte hierauf mit

kostenintensiven Revitalisierungsprojekten reagieren müssen. Umgekehrt sind Fälle, bei denen der mühsame Erhalt von Bauten langfristig zum wirtschaftlichen Ende der Entwicklung führt, nicht bekannt. Ganz im Gegenteil. Die in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wirtschaftlich benachteiligten Regionen Polens sind dafür ein überzeugendes Exempel. Die Bausubstanz alter Industrieanlagen wurde hier nach 1945 wiederhergestellt und später mit all ihrem Mangel genutzt, da alternative Räume nicht zur Verfügung standen. Aufgrund dieser Nutzungsnotwendigkeit wurden die Bauten aber auch nur notdürftig repariert, geringfügig umgebaut und mit einfachen Mitteln gepflegt, was sie bis in die postsozialistische Zeit überdauern ließ. Dass die Reparaturmaßnahmen dabei nicht immer den Ansprüchen einer exakten Denkmalpflege gerecht wurden, brachte zwar den Verlust historischer Spuren mit sich, ergab aber gleichzeitig eine durchaus qualitätvolle Lebendigkeit geschichtlicher Unstimmigkeiten. Der Mangel an Mitteln hat in Polen zu einem flächendeckenden Erhalt historischer Bauten geführt und genau aus diesem Reichtum können die Städte heute schöpfen.

Würden diese Überlegungen auch in Ostdeutschland Schule machen, wäre vielen Kommunen geholfen, die noch immer auf eine glückliche Wendung von außen hoffen. Bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Denn die Strukturkrise der Lausitz scheint bis heute vor allem eine Krise, die sich aus zu hohen Erwartungen und einer verfehlten Maßstäblichkeit ergibt.

¹ Ein Beispiel ist das EU-Projekt „Neue Industriekultur. Grenzüberschreitende Kooperation in Forschung und Entwicklung“ (INTERREG IIIa) des Institutes für Neue Industriekultur INIK e. V. S. hierzu auch: Scharnholtz, Lars, „Sustainable Planning in Shrinking Regions“, in: Aspects of Equilibrium, Wrocław, 2005, S. 214-219; in diesem Zusammenhang sei auch auf das INTERREG-IIIb-Projekt REKULA hingewiesen. Partner sind u. a. die Internationale Bauausstellung (IBA) in der Lausitz, die Stadt Zabrze in Oberschlesien und die Benetton Foundation. S. hierzu u. a. auch: Scharnholtz, Lars und Aleksandra Witczek, „Lernen aus der Lausitz. Ost-West-Transfer von Stadtbauerfahrungen im Rahmen der Internationalen Bauausstellung (IBA)“, in: Transify, Zürich, 2004, S. 22-25.

² Im Kontext des europäischen Erfahrungstransfers s. hierzu: Landscape International, Partner Region Convention, (Konferenzdokumentation), Internationale Bauausstellung (IBA), Großbräsen, 2005.

³ s. hierzu auch: Scharnholtz, Lars (Hg.), Die Unbekannte Moderne. Von Eberswalde nach Walbrzych, Forst (Lausitz), 2006; Scharnholtz, Lars (Hg.), Die Unbekannte Moderne. Von Luckenwalde nach Löbau, Berlin, 2004.